

JOANNA
BATOR

DIE
FLUCHT
DER
BÄRIN

SUHRKAMP

SV

JOANNA BATOR

DIE FLUCHT DER BÄRIN

Aus dem Polnischen
von Lisa Palmes

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
Ucieczka niedźwiedzicy bei Znak in Krakau.

Abweichungen der vorliegenden Übersetzung von der Originalausgabe
sind mit der Autorin abgestimmt.

Erste Auflage 2026

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe

Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2026

© by Joanna Bator, © for Suhrkamp Verlag, 2024

Published by arrangement with Beata Stasinska Literary Agency.

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining

im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg,
unter Verwendung von Midjourney KI

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-43285-3

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

DIE FLUCHT DER BÄRIN

DIE FLUCHT DER BÄRIN

Ich heiße Marianna Polna. Ich bin siebzig Jahre alt. Ich wohne in der Nähe von Warschau. Ich bin Dichterin und Übersetzerin. Mein Vater, Jan Nepomucen Polny, Arzt und Professor an der Medizinischen Akademie, hatte Alzheimer und ist vor einem Monat im Alter von siebenundneunzig Jahren gestorben. Wir sind im Jahr 2021. Am siebzehnten Tag des Monats April. Ich bin in Bern. Bern ist die Hauptstadt der Schweiz. Seit ich hier bin, hält eine Sensationsmeldung die Stadt in Atem: Aus dem Zoo am Fluss ist eine Bärin ausgebrochen. Die Bärin trägt den Namen Cora. Ich bin im Hotel Bellevue abgestiegen. Mein Zimmer hat die Nummer 12. Ich bin hergekommen, um meinem Leben ein Ende zu setzen.

Ich weiß, dass ich mein Gedächtnis verliere wie mein Vater. Die Krankheit habe ich von ihm geerbt. Ich fühle mich wie ein altes Haus, das sich nicht mehr renovieren lässt. Deswegen sage ich mir jeden Tag, gleich nach dem Aufwachen, laut vor, wie ich heiße, wie alt ich bin, wo ich wohne, was ich am Tag zu tun habe. Heute zum Beispiel habe ich vor, meinem Leben ein Ende zu setzen, was mich erfolgreich davon befreien wird, Weiteres zu planen und allmorgendlich laut aufzagen zu müssen, wer ich bin. Die Formulierung klingt um einiges besser als Selbstmord oder – noch schlimmer – Sterbehilfe, als wäre ich eine ausgediente Schindmähre, die nichts zu sagen hat. Mein Vater als Wissenschaftler war ein Befürworter der Sterbehilfe. Er sah sie als ein Menschenrecht und hatte vor,

von diesem Recht Gebrauch zu machen, aber als es so weit war, hatte er es längst vergessen, und sein Leben ging zu Ende, lange bevor sein Körper starb. Seinem Leben ein Ende zu setzen, impliziert noch ein Minimum an Eigeninitiative. Ich entscheide, wann und wo es geschieht, und ich weiß, dass es jetzt an der Zeit ist. Außer den Gedächtnisproblemen habe ich auch Herzbeschwerden, es sollte also halbwegs leicht über die Bühne gehen.

Ich habe mich für die Aare entschieden – dieser Fluss ist die reine Schönheit, und mein ganzes Leben war der Schönheit gewidmet, oder jedenfalls möchte ich es so sehen. Ich habe ausschließlich Gedichte übersetzt und geschrieben, die den Kriterien der aristotelischen Poetik entsprechen, indem sie Mitleid und Furcht wecken und so zur Katharsis führen. Das ist für mich die wahre Schönheit. Ein weiterer Grund ist, dass sich dort, am Ufer der Aare, vor zwanzig Jahren der wichtigste Moment meines Lebens abgespielt hat. Ich traf dort eine Entscheidung, die alles in ein »Davor« und ein »Danach« zerteilte. Der Mann, den ich liebte, ging davon, auf die Nydeggbrücke zu, und ich schaute auf das fließende aquamarinblaue Wasser und rief ihn nicht zurück.

Die nächsten Jahrzehnte war ich mit der Pflege meines Vaters beschäftigt, mit meiner Arbeit und meiner Trauer, die langsam abklang und zu einer Art Schicksalsergebnigkeit wurde, die mir weder Erleichterung noch ein Gefühl der Reinigung verschaffte. Könnte man sie sehen, dann wäre sie grau und porös wie ein alter Bimsstein, den jemand auf dem Badewannenrand vergessen hat. Heute nach dem Aufwachen habe ich versucht, mich an das Wort »Katharsis« zu erinnern. Es meldete sich weit hinten in meinem Gedächtnis wie ein kleiner eingebrennter Punkt. Ich wusste, was das Wort bedeu-

tet, ja sogar, dass ein Gedichtband von mir so heißt, doch an das Wort selbst konnte ich mich nicht erinnern, und das war wirklich schmerhaft. Es half auch nicht, dass ich mir das Alphabet vorstellte und Buchstabe für Buchstabe durchging, ob dieser eine vielleicht der Anfang des verlorenen Wortes war. Aaaa, jaulte ich und blökte, Beeee. Was mir schließlich auf die Sprünge half, war das Internet. *Sie, die Katharsis*, Gedichtband von Marianna Polna. Wenn man den Computer nach etwas so Existenziellem wie »Katharsis« fragen muss, ist es an der Zeit zu gehen.

Mein Vater trug Gift bei sich, in einer leeren Patronenhülse. Die daraus stammende Patrone hatte einmal ihm gegolten, ihn aber nicht getötet. Mein Vater holte die Hülse gern hervor und erzählte davon – immer lenkte er die Aufmerksamkeit auf sich, er brauchte das. Seinem Leben wollte er im geeigneten Moment ein Ende setzen. Mit Haltung und Stil. Doch er verpasste die Chance und vergaß, woran er denken wollte.

Am Anfang gingen ihm einzelne Wörter verloren, so wie mir seit ein paar Jahren. Oder er verließ das Haus, wandte sich nach rechts statt nach links und blieb nach ein paar Schritten stehen, orientierungslos und voller Scham. Und das wurde dann nie wieder besser. Eines Morgens fand ich ihn in der Küche über einen zerlegten Wecker gebeugt, und da begann die Ära des Aufschraubens mechanischer Geräte, deren Funktionsweise er erkunden wollte. Am meisten interessierten ihn Messgeräte: Uhren, Waagen, Thermometer. Es gelang ihm nicht, die ausgeweideten Gegenstände in einen funktionstüchtigen Zustand zurückzuversetzen, weshalb er sie in Wutanfällen gegen die Wände schleuderte. In den Büchern, die er sein ganzes Leben lang mit Ehrfurcht behandelt hatte, notierte er sich sinnlose Phrasen an den Rand, später dann

nur noch einzelne Buchstaben, die sich in Reihen die Seiten entlangzogen wie Christbaumketten. Auf einem feierlichen Empfang zu seinen Ehren zuckerte er sich den Kaffee mit dem Messer, während die um den Tisch versammelte Gesellschaft von Ärzten so tat, als sähe sie nicht, wie er den Zucker auf der Messerspitze balancierte und weiße Kristalle auf der Tischdecke verstreute. Die Wörter entwischten ihm und kamen mit veränderter Bedeutung zurück, umschmeichelten ihn wie hungrige Katzen. An meinem siebzehnten Lebenstag, begann er und meinte »Geburtstag«, auch wenn ich das nicht mit Sicherheit sagen kann. Doch das war alles später, später, später. In Imbirowice!, er hob die Stimme, dabei hieß das Dorf Imbramowice.

Ich sah ihn an, meinen Fels in der Brandung, den Anführer unserer Zweierbande, und mir war, als hätte ihn jemand mit einem anderen Inhalt gefüllt. Ein verängstigtes, aggressives Kind. Er zeichnete einen Plan und trug, solange er noch dazu imstande war, die Uhrzeiten ein, zu denen ich ging und zurückkam. Wenn ich mich verspätete, machte er mir jedes Mal Vorwürfe. Redete ich zu lange am Telefon, kniff er mich. Musik, die er vorher geliebt hatte, mochte er nicht mehr, und wenn ich ihm eine seiner Lieblingsplatten auflegte, *Alcina* von Händel oder Charpentiers *Leçons de Ténèbres*, schrie er wie von einem Schrapnell getroffen, und unser Cambridge-Plattenspieler, auf den er früher so stolz gewesen war, verstummte für immer.

Manchmal wusste er noch meinen Namen und wiederholte unter Tränen, Mari, Mari, Mari. Meine Tochter! Am nächsten Tag geriet er in Wut, wozu ich ihm das denn immer wieder vorspreche, Marianna, Mari – welche Mari, was sollte er sich die Namen irgendwelcher fremden Leute merken. Ich

weiß nicht, was ich nicht mehr weiß, sagte er, hilflos weinend. Gib schon, gib es mir!, rief er in tiefster Verzweiflung, aber das fehlende Wort fand sich nie wieder. Gib es mir!, schrie er, und es brach mir das Herz. Was sollte ich ihm geben? Wasser? Brot? Liebe? Den Tod? Später starb seine Sprache, es blieben ihm nur noch ein Reptiliengehirn und die elementaren Körperfunktionen. Atmen, Essen, Ausscheiden, Angst. Mein kluger, eleganter Vater war zum Reptil geworden. Wenn er sich bedroht fühlte, erstarrte er, und Speichel lief ihm aus dem Mund, und hartnäckig verrichtete er sein großes Geschäft unter der Dusche. Zum Schluss lag er drei lange Jahre im Bett und wurde durch eine Sonde ernährt. Seine Augen, die einmal vor Geist gesprührt hatten, waren matt und tot, wie in Asche gewälzt.

Früher hatte ich ein phänomenales Gedächtnis. Ein allzu gutes, scherzte ich gern mit bitterem Unterton. Zum Beispiel erinnerte ich mich an jeden einzelnen Tag der sechs Monate, die ich auf Einladung der Universität in Bern verbracht hatte, und an jede einzelne Stunde mit Raphael. Ich hatte einen wichtigen Literaturpreis für meinen Gedichtband bekommen und erhielt viel Anerkennung für meine Übersetzungen. Ich fühlte mich jung und nach wie vor attraktiv, obwohl ich über fünfzig war. An der Universität leitete ich ein Übersetzungsseminar, wechselte mit Leichtigkeit zwischen den drei Landessprachen hin und her. Ich habe mich in der Schweiz immer wohlgefühlt, weil sich hier die Schönheit der Natur mit herausragenden Werken der Kultur und zivilisatorischem Fortschritt verbindet. So hat Dr. Polny gern über die Schweiz gesprochen, und ich stimme ihm zu. Ich fühle mich nur an Orten wohl, an denen die äußere Struktur der Welt es erlaubt, sich auf das innere Erleben zu konzentrieren, weil man nicht

um Gepäck, Leib oder Leben bangen muss. Diese Überzeugung teilte ich mit Vater, und neben vielen anderen Dingen unterschied sie mich von meiner Halbschwester Ewa, die mit dem Rucksack durch Asien und Afrika reiste. Für sie war ich in dieser Hinsicht eine Langweilerin. Raphael aber fand mich wunderbar. Er war fast zwanzig Jahre jünger als ich und wünschte sich einfach, dass ich blieb. Das sagte er mir einmal, als wir in der Aare schwimmen waren. Er wollte, dass ich bei ihm blieb, hier, in dieser Stadt, die von der Kristallklinge des Flusses durchschnitten wird und – abgesehen von den paar hässlichen Wohnblocks an den Flussufern – köstlich anzusehen ist wie eine Schachtel feine Schokolade. Und im Sommer fahren wir in ein Bergdorf, nach Sion, sagte Raphael, der Zukunftspläne für uns schmiedete. Ich müsse zurück nach Hause, sagte ich. Und Raphael ging davon, auf die Nydeggbrücke zu, in ein Leben ohne mich, dessen Bruchstücke im Laufe der folgenden Jahre bei mir aufklatschten wie Steine, die jemand herüberwarf. Eine andere Frau, die Ewa ähnlicher war als mir, ein Leonberger-Hund, Reisen nach Griechenland.

Als ich begann, mein Gedächtnis zu verlieren, wusste ich, was auf mich zukam. Ich würde immerfort von dieser einen Begebenheit am Ufer der Aare erzählen, aber niemand würde es hören wollen, so wie ich genug hatte von Vaters wieder und wieder erzählter Schreckengeschichte, die ich seit meiner Kindheit kannte. Das einzige Datum, an das er sich nach mehrjährigem Kampf mit der Alzheimerkrankheit noch erinnerte, das einzige noch lebendige Bild in seinem Kopf war der 31. Januar 1946, als Bury in der Nähe von Puchały Stare in Podlachien dreißig belarussische Bauern erschießen ließ. Mein Vater war einer der jungen Burschen gewesen, fast Kinder noch, die der verbrecherische Anführer der Heimat-

armee mit Gewalt eingespannt hatte, und er war nur durch ein Wunder dem Tod entronnen. Er sprach nie von meiner früh verstorbenen Mutter, seinen zahllosen Geliebten, von unserer getreuen Haushälterin Pani Kasia, nie, niemals sprach er von Weronika, die ein Kind von ihm bekam, als ich schon studierte, ja, nicht mal von seiner spät geborenen, schönen und außergewöhnlichen Tochter Ewa sprach er. Er schwieg über die komplizierten Operationen am offenen Gehirn bei Patienten, die ihn für einen Gott ansahen – dabei hatte er früher alle um sich herum mit den detailliertesten Schilderungen seiner bahnbrechenden Leistungen gequält, sogar zufällige Zuhörer, die Hirn nicht von Heringssalat hätten unterscheiden können. Nur jener eine Januartag zählte, die dreißig ermordeten Bauern, der vor Hass rasende Kriegsverbrecher, die Flucht, die erfrorenen Zehen, der Wald. Egal, wer sich in Reichweite der Geschichte befand, Vater zielte. Auf den Postboten, seinen Arzt, die Putzfrau, die wechselnden Pflegerinnen aus dem Osten. Am häufigsten aber auf mich. Er sprach immer verwischener, immer verzweifelter, die Wörter bäumten sich auf, die Sätze explodierten wie nagelgespickte Sprenggürtel von Suizidattentätern. Chachlackische Wörter schlichen sich ein, der lang nicht benutzte podlachische Dialekt entwich der fest verschlossenen Schublade im Kopf meines Vaters wie ein spukendes Gespenst. *Wie der Bury na Łozice kemmen is, zum Tanz, da is scho fast Tag gwesen. Ich hab gsehn, wie se im Dorfe zammekemmen sind.* Wie oft hätte ich ihn am liebsten angeschrien, Halt endlich die Klappe, aber ich tat es nie, weil ich wusste, dass auch ich den Keim einer schwärenden Geschichte in mir trug, nur dass sie banaler war und nicht das Gewicht von Vaters Geschichte besaß. Ich würde erzählen, wie Raphael gesagt hatte, Bleib hier, im Sommer fahren

wir in dieses Dorf bei Sion, dessen Name mir schon wieder entfallen ist. Lächerlich.

Beim Frühstück im Bellevue unterhielten sich die Gäste am Nebentisch über die entlaufene Bärin. Cora, sie heißt Cora, sagte eine Frau in meinem Alter auf Französisch, ihr Begleiter fügte hinzu, dass so ein Ausbruch doch wirklich unfassbar sei, und wischte sich den Mund mit einer Serviette. Sie rissen ihre frischen Croissants auseinander und tauchten sie in den Milchkaffee. Ich spürte, es war an der Zeit. Meine Sinne waren geschärft, zugleich fühlte ich mich durchlässig, wie zerlöchert. Ein verfallendes Haus mit morschem Gebälk, durch das der Wind pfeift.

Ich ging durch Bern, das genauso roch wie vor zwanzig Jahren – nach Käse, Schokolade, Sehnsucht. Ich wollte so lange gehen, wie meine Kräfte reichten, auf die Berge zu, in denen die Aare entspringt, meinen Blick auf die schneebedeckten Gipfel gerichtet. Und erst dort ins Wasser gehen, wo kein Mensch hinkam und niemand eine alte Frau beobachten würde, die sich von ihrem Leben verabschiedete. Der Tag war hell und licht, keine Wolke am hohen Himmel. Meine Dokumente und mein Telefon hatte ich im Hotel gelassen. Nur Tabletten, die die Herzaktivität verlangsamten, hatte ich dabei, sie würden dafür sorgen, dass ich nicht lange schwimmen konnte. Mein altes Herz würde im eisigen klaren Wasser nicht lange durchhalten, auch wenn der Körper instinktiv die einstudierten Bewegungen vollführte. Ich war eine gute Schwimmerin. Niemand wartete auf mich, niemand wusste, was ich vorhatte. Weder den Polizei- und Feuerwehrwagen bei der Nydeggbrücke schenkte ich Beachtung noch der Gruppe von Männern in Uniform, die sich auf die Suche nach der entflohenen Bärin machten. Kurz hatte ich geglaubt, etwas

vergessen zu haben, doch ich konnte mich nicht erinnern, was es war, und ob es sich lohnte, das ganze Alphabet durchzugehen und nach dem Anfangsbuchstaben zu suchen. Nun war ich weit genug gekommen, doch ich fühlte mich nicht erschöpft. Außer mir war niemand hier. Ich zwängte mich durchs Gebüsch und setzte mich ans Ufer.

Das Wasser war aquamarinblau. Die Luft roch nach Schnee. Alles war so, wie ich es geplant hatte, still und menschenleer und unfassbar schön. Bleib doch einfach bei mir, hatte Raphael vor zwanzig Jahren gesagt. Ich muss zurück, war meine Antwort gewesen, aber das hatte nun auch keine Bedeutung mehr. Und da sah ich sie. Sie saß auf den Ufersteinen, so wie ich, und schaute der Aare beim Fließen zu. Ich roch den Geruch ihres Fells. Es roch nach Freiheit.

DREIEINHALB STUNDEN

Für eine vielbeschäftigte Frau wie mich ist es nicht leicht, einen geeigneten Ort zum Leben zu finden. Nur mittwochs habe ich Zeit für meine Suche, die ich inzwischen schon seit zwei Jahren betreibe. Von neun bis zwölf Uhr dreißig. Dreieinhalb Stunden sind eine Menge, wenn man sie straff organisiert, und darin bin ich gut. Seit mein Sohn auf der Welt ist, stehe ich jeden Tag um fünf auf, und es passiert mir nie, dass ich verschlafe.

Auch heute nicht: Ich fütterte Karol, wechselte seine Windel und wusch ihn, putzte die Wohnung, kochte und pürierte einen Brei fürs Mittagessen, buk Pfannkuchen. Schon um zehn vor neun war ich bereit und lauschte auf die Türklingel, die etwas zu spät läutete, obwohl ich auf ein paar Extraminuten gehofft hatte. Das tat ich immer, obwohl Sylwia bisher noch nie zu früh da gewesen war. Wir gaben uns die Klinke in die Hand, und ich schaffte es nur noch, ihr über die Schulter zuzurufen, dass ich Pfannkuchen gebacken hatte, die sie zum zweiten Frühstück essen könne. Sie stank nach Zigaretten, bestimmt hatte sie wieder vor der Haustür geraucht, bevor sie klingelte. Im Haus zu rauchen habe ich ihr nicht erlaubt, weil das nicht gut für Karolek ist, aber ich weiß, dass sie es trotzdem tut. Ich lief zur Bushaltestelle, wo sich wartende Fahrgäste drängten. Ausgerechnet heute war mein Auto in der Werkstatt.

Am Hauptbahnhof musste ich die S-Bahn nach Podkowa Leśna erwischen, ein kleiner Ort, grün und ruhig, gerade rich-

tig für uns. Ich wollte mir dort ein Haus ansehen, das zum Verkauf stand. Aber vorher wollte ich noch rasch einkaufen gehen in den Złote Tarasy. Durch die Läden zu bummeln ist Zeitverschwendug, deswegen hatte ich mir die Kleider schon zu Hause im Internet ausgesucht, sodass der Einkauf jetzt nur zwanzig Minuten dauerte. Wenn es um Klamotten geht, weiß ich immer, was ich will. Beiger Wollmantel, schlichte schwarze Hose, Kaschmirpullover in Bordeaux, dazu ein Seidenschal – das perfekte Herbstoutfit für eine Frau mit anspruchsvollem Job: elegant, aber ohne Schnickschnack. In einer Toilette in der Unterführung zog ich mich um – es war eine der letzten dieser altmodischen Bahnhofstoiletten mit Klofrau, bei der man zwei Złoty zahlt und nicht drei wie bei diesen neuen mit Automatiktür –, und als eine völlig andere Person kam ich wieder heraus.

In der Bahn, die gemächlich durch die melancholischen Landschaften der Warschauer Vororte schnurrte, sah ich auf meinem Handy noch einmal das Exposé des Immobilienmaklers durch. Auf den Fotos erschien mir das Haus ideal, aber ich versuchte, nicht allzu enthusiastisch zu sein. Schließlich konnte die Darstellung stark von der Realität abweichen – und das wäre wohlgemerkt nicht das erste Mal. Als anspruchsvolle Klientin habe ich mir in den Kopf gesetzt, den idealen Ort zu finden. Ich bin nicht mehr die Jüngste, für weitere Umzüge will ich keine Zeit verschwenden, ich möchte mich endlich mit meiner Familie niederlassen. Die Wohnung, die ich jetzt gemietet habe, ist nur eine Übergangslösung, ich habe ganz bestimmt nicht vor, für immer dortzubleiben.

Das Haus, zu dessen Besichtigung ich mich mit dem Makler verabredet hatte, lag an einer kleinen Straße mit dem schö-

nen Namen ulica Modrzewiowa, Lärchenstraße. Es war vor dem Krieg erbaut und vor zwei Jahren renoviert worden. Das Erdgeschoss bestand aus Küche, Esszimmer, Wohnzimmer, Gästezimmer und einem großen Arbeitszimmer. Einfach perfekt – ein Arbeitszimmer mit Gartenfenster! Im ersten Stock lagen vier Schlafzimmer. Ganz oben war ein Dachboden. Außerdem gab es einen Swimmingpool und einen Weinkeller. Der Garten war gepflegt, ein mächtiger alter Baum stand darin und einige hübsche Rhododendren, die auf den Fotos auf der Website in voller Blüte gezeigt wurden, obwohl jetzt schon Herbst war. Eine ideale Mischung aus Tradition und Moderne für die anspruchsvolle Klientel, pries das Immobilienbüro, und als ich vor der schmiedeeisernen Pforte stand, schien noch alles in bester Ordnung.

Der Makler kam sieben Minuten zu spät, ein Mangel an Professionalität, der mich ärgerte. Meine Zeit ist kostbar! – Entschuldigen Sie, aber der Kunde davor hat mich aufgehalten, rechtfertigte er sich dümmlich. – Sie müssen sich Ihre Zeit besser einteilen, maßregelte ich ihn. Ich habe eine ganze Kanzlei zu leiten. Der Makler sah mich gleichgültig an. Ich kenne diesen Blick. Ein dreißigjähriges aufgeblasenes Bürschchen mit Falsettstimme, das die ganze Welt für seinen Spielplatz hält und sich einbildet, Residenzen in Hollywood zu verkaufen, nicht Einfamilienhäuser in einem verschlafenen Warschauer Vorort. Die Straße vom Bahnhof hierher war nicht befestigt, ich hatte mich zwischen schliegenden Pfützen hindurchlavieren müssen. Die hohen Bäume erdrückten alles mit ihrem feuchten Schatten. Meine Schuhe waren schlammbeschmiert, als wäre ich in einem ländlichen Kaff gelandet. Sind Sie nicht mit dem Auto gekommen?, wunderte sich der Makler. Das ist gerade in der Werkstatt.